

Dr. Jens Schöne

Landnahme? Ostdeutsche Dörfer im Wandel

Berlin, 8. September 2020

Sehr geehrte Damen und Herren,

auch ich freue mich ganz außerordentlich, dass es nun nach mehrmonatiger Pause endlich losgeht und wir uns wieder inhaltlichen Fragen widmen können – auch wenn ich sofort zugebe, dass es durchaus ein ungewöhnliches Setting ist, hier ohne Publikum vor Ort zu sprechen und später zu diskutieren. Ich begrüße also besonders all jene, die ich *nicht* sehen kann und wünsche uns allen einen spannenden Abend.

„Landnahme? Ostdeutsche Dörfer im Wandel“ ist dieser Abend überschrieben. Wir reden also über die Vergangenheit, wir reden über die Gegenwart und wir reden über die Jahre der Transformation, die dazwischen lagen. Eine Vorbemerkung sei gestattet, die mir wichtig scheint, in der Debatte aber nur selten thematisiert wird. Wovon reden wir denn, wenn wir von ostdeutschen Dörfern reden? Nun, statistisch, das ist klar geregelt, meint das alle Gemeinden mit bis zu 2000 Einwohnern. Wie viele Orte aber sind das eigentlich? Und wie viele Menschen lebten dort? Stand 1989 wohnten in den Dörfern der DDR knapp vier Millionen Menschen, was in etwa einem Viertel der Gesamtbevölkerung entspricht. Diese verteilten sich wiederum auf knapp 6.600 Gemeinden, was – Achtung! – fast 90 Prozent aller Orte der DDR ausmachte. Es ist also keineswegs so, wie immer mal wieder behauptet, dass der ländliche Raum eine zu vernachlässigende Größe ist. Dies sollte man im Hinterkopf behalten, wenn wir heute über Dörfer im Wandel reden – eigentlich aber noch viel mehr, wenn wir über die DDR und ihr Nachleben als Ganzes urteilen.

Da mir hier nur eine sehr begrenzte Zeit zur Verfügung steht, werde ich im Folgenden drei Thesen formulieren und kurz erläutern, die sich mit der Vergangenheit, ihrer Aufarbeitung, der Transformation und der Gegenwart befassen. Keine dieser Thesen wird abschließende Erkenntnisse bringen, doch hoffentlich genug Stoff für die folgende Diskussion.

1. Da wir die Vergangenheit nicht kennen, gelangen wir zu falschen Schlussfolgerungen über die Gegenwart.

Dreißig Jahre nach dem Ende der DDR ist festzuhalten, dass wir über deren ländlichen Raum kaum etwas wissen. Während es ganze Bibliotheken über städtische Themen gibt, über industrielle Belange, Herrschaft und Widerstand in den Metropolen, Opposition und Kirchen etwa (was wichtig und richtig ist), gibt es im Gegenzug bis heute keine einzige akzeptable Gesamtdarstellung der dörflichen Lebenswelt. Das wiederum schlägt sich im Großen wie im Kleinen nieder.

Wer glaubt, der Volksaufstand vom 17. Juni 1953 habe auf der Berliner Stalinallee begonnen, der verschließt die Augen davor, dass es bereits ab dem 13. Juni 1953 hochpolitische Protestaktionen in Dörfern wie Eckolstädt, Körner und Schmergow gegeben hat. Wer sich noch wundert, warum der Bau der Berliner Mauer ausgerechnet im Sommer 1961 erfolgte, der sollte neben den weltpolitischen Konstellationen unbedingt die Auswirkungen der im Vorjahr erzwungenen Vollkollektivierung in den Blick nehmen. Und wer nun meint, das sei alles lange her, für unsere heutige Zeit nicht mehr relevant, der sei darauf hingewiesen, dass es für die Siebzigerjahre genau ein geschichtswissenschaftliches Buch gibt, das den Standards des Faches genügt, für die Achtziger hingegen nicht ein einziges. Gesamtdarstellungen zur Geschichte der DDR verweisen – zumeist in eins, zwei Sätzen – auf Bodenreform und Kollektivierung, danach scheint es keinen ländlichen Raum mehr zu geben.

Das ist fatal, denn gerade die Achtzigerjahre sind für den anschließenden Transformationsprozess, für unsere heutigen Strukturen und Gepflogenheiten von fundamentaler Bedeutung.

Lassen Sie mich das an einem ganz konkreten Beispiel illustrieren, das zudem die gesamtdeutschen Dimensionen des Themas andeutet. Spätestens seit Mitte der Achtzigerjahre gehörte es zu den lieb gewonnenen Gewohnheiten der Spitze des bundesdeutschen Bauernverbandes, nach dem Besuch der „Grünen Woche“ in West-Berlin für ein paar Tage durch die DDR zu touren und sich dort mit landwirtschaftlichen Funktionären unterschiedlichster Art zu treffen. Glaubt man den

anwesenden Zeitgenossen (und der fleißig mitschreibenden Staatssicherheit), so begegneten sich dort nicht etwa Vertreter unterschiedlicher politischer und ökonomischer Systeme, sondern Berufskollegen, deren Aufeinandertreffen vor allem von gegenseitiger Wertschätzung getragen wurden. Gegeneinladungen blieben daher nicht aus, und so trafen sich etwa im Februar 1989 zwei Delegationen in Bonn und gelangten zu der Schlussfolgerung, dass man sich [Zitat] „nicht von den Randtiefs, die die politische Großwetterlage gelegentlich begleiten“ stören lassen würde.

Man kannte sich, man schätzte sich, man hatte ähnliche Ziele. Und wie wenig man sich von der Politik tatsächlich stören ließ, zeigte sich dann ab dem Herbst gleichen Jahres: Während vielerorts noch gegen die Herrschaft der SED demonstriert wurde, setzten sich ostdeutsche Funktionsträger der Landwirtschaft in ihre Wartburgs und Moskwitschs, fuhren gen Westen und fanden dort ohne Probleme Ansprechpartner. Und das, meine Damen und Herren, nahm dann wesentlichen Einfluss auf den Gang der Dinge, auf den Transformationsprozess, der nun folgte. Nur wissen wir darüber fast nichts und gelangen so zu falschen Schlüssen, was die weitere Entwicklung anbelangt.

Das sollte sich vor dem Hintergrund heutiger Verwerfungen dringend ändern, denn nur so werden wir selbige verstehen können.

2. Kein anderer ökonomischer und gesellschaftlicher Bereich der ehemaligen DDR erlebte einen radikaleren Umbruch als der ländliche.

Die Transformation der ostdeutschen Landwirtschaft (und mit ihr des gesamten ländlichen Raumes) wird nahezu durchgängig als Erfolgsgeschichte erzählt. Das ist nicht grundsätzlich falsch, denn tatsächlich sind in den letzten dreißig Jahren vielfältige und leistungsstarke Unternehmen verschiedenster Eigentumsformen entstanden, die in ihrer überwiegenden Anzahl wohl auch zukunftsfähig sein dürften. Dieses vordergründig positive Ergebnis täuscht aber über die vielfältigen, tiefgreifenden und folgenschweren Probleme des Transformationsprozesses hinweg, die bis heute spürbar wirken.

Das wichtigste, umfassendste Phänomen war zunächst das Problem der Umwandlung der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften, kurz LPG, in marktwirtschaftlich-konforme Nachfolgebetriebe. Diesen Übergang regelte das Mitte 1990 erlassene Landwirtschaftsanpassungsgesetz. Gut zehn Jahre später kam eine rechtswissenschaftliche Studie der Universität Jena zu dem Ergebnis, dass nahezu alle dieser Umwandlungen mehr oder weniger fehlerhaft waren, und 11 Prozent wegen schwerwiegender Mängel eigentlich gänzlich unwirksam sein müssten. Dieser Befund war und ist deshalb so brisant, weil das Landwirtschaftsanpassungsgesetz auch die Vermögensauseinandersetzungen zwischen den einzelnen LPG-Mitgliedern einerseits und den Produktionsgenossenschaften bzw. deren Nachfolgebetrieben andererseits regelte. Es ging dabei um eine Menge Geld, und jede Seite hatte ihre eigenen, durchaus legitimen Interessen.

Und ja, es gab sie, die vielfach geschmähten „Roten Barone“, frühere LPG-Leitungskader, die ihre Stellung aus DDR-Zeiten sowie den daraus resultierenden Wissens- und Handlungsvorsprung nutzten, um sich zu bereichern. Zugleich aber ist es viel zu einfach, die mannigfaltigen Probleme allein damit zu erklären, wie es leider noch viel zu oft passiert. Jede noch so unbedeutende Durchführungsverordnung brauchte und braucht Jahre länger als das Landwirtschaftsanpassungsgesetz, bis sie rechtlich bindenden Charakter erlangt. Es ist dem spezifischen Umfeld des Jahres 1990 geschuldet, dass hier innerhalb von wenigen Monaten ein hoch komplexes Gesetz entstand, das weder ein historisches Vorbild hatte, noch alle Eventualitäten in den Blick nehmen konnte. Zudem, auch das wird fortlaufend übersehen, hatten die bundesdeutschen Landesvertreter, wie etwa der Deutsche Bauernverband, ebenfalls ein gesteigertes Interesse daran, die großflächigen Strukturen aus DDR-Zeiten zu erhalten, hingen daran doch zukünftig Subventionen in ganz erheblichem Umfang.

Die Auseinandersetzungen um die LPG-Umwandlungen haben die ostdeutschen Dörfer lange beschäftigt und sie wurden mit teils unerbittlicher Härte geführt. Dabei waren sie jedoch nur *ein* Konfliktfeld, viele andere mussten zeitgleich bewältigt werden. Erinnerung sei an dieser Stelle an das Problem der Bodenreformflächen, die eben nicht an ihre ursprünglichen Eigentümer zurückgegeben wurden und Verhandlungen bis hin zum Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte nach sich zogen. Zudem mussten die ostdeutschen Dörfer im Eiltempo jenen Strukturwandel

durchleben, der in der alten Bundesrepublik bereits seit längerem lief: die Bevölkerung, insbesondere die Jugend, schwand, die Infrastruktur brach in großen Teilen weg und die Zukunft schien alles andere als gewiss.

Es ist somit eine hochgradige Konfliktgesellschaft, mit der wir es hier zu tun haben und auch ihre Folgen haben bis zum heutigen Tag viel zu wenig Beachtung gefunden. Eine Zahl möge das Dilemma verdeutlichen: Nahezu 80 Prozent der in der Landwirtschaft Beschäftigten verloren im Verlauf der Transformationsprozesse ihre angestammte Arbeit, und damit weit mehr als in jedem anderen volkswirtschaftlichen Bereich. Was das heißt, was dies mit einer Gemeinschaft macht, sollte unbedingt ergründet werden, denn zumindest einige der Probleme, mit denen wir uns heute herumschlagen, haben hier eindeutig ihren Ursprung.

3. In den ostdeutschen Dörfern steckt auch heute noch einiges an DDR, zugleich aber sind sie viel gesamtdeutscher, als es auf den ersten Blick erscheint.

Es mag profan klingen, doch die DDR-Vergangenheit ist in den ostdeutschen Dörfern schon allein deswegen noch immer präsent, weil es die Menschen sind, die dort vor über dreißig Jahren lebten. Und wer mit offenen Augen durch die Lande fährt, wird weit mehr entdecken. Da wären zunächst die baulichen Artefakte: alte Ställe, zerfallene Lagerhallen, leere Durchfahrtssilos. An zahllosen Gebäuden finden sich noch immer Aufschriften wie „Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft“, „Bäuerliche Handelsgenossenschaft“ oder Ähnliches.

Und auch die dörfliche Erinnerungskultur wird weiterhin (zumindest in Teilen) von der DDR-Zeit beeinflusst. Frau Bretschneider hat im letzten Jahr beispielsweise ein spannendes Buch mit dem Titel „LPG-Dinge“ herausgegeben, das eindringlich zeigt, wie Erinnerung und damit gegenwärtiges Denken in den kleinen Gemeinden ganz konkret von der geteilten Vergangenheit geprägt wird.

Und wer es etwas handfester mag: Auch die ökonomischen Strukturen sind 30 Jahre später partiell ein Erbe der DDR. Am augenfälligsten wird das an den großflächigen Feldern, doch es gibt darüber hinaus ganz andere Facetten, mit denen wir uns in Zukunft noch werden auseinandersetzen müssen. Wie, so ist zum Beispiel zu fragen, wird sich der – im Vergleich zur alten Bundesrepublik – über zwei Generationen

äußerst geringe Vermögensaufbau der Bevölkerung auswirken? Wird das zu einer stärkeren Altersarmut führen? Schränkt das die Investitionsfähigkeit noch immer ein – mit allen Konsequenzen, die daran hängen? Meine Damen und Herren, ob es uns nun gefällt oder nicht – die DDR ist noch da in den Dörfern (in den Städten übrigens aber auch).

Allerdings sollte man diesem Umstand nicht mehr allzu viel Bedeutung beimessen. Denn zugleich, und das wird sich in Zukunft spürbar verstärken, sind sich ost- und westdeutsche Dörfer sehr nahe, stehen sie doch vor genau denselben Herausforderungen, sofern sie nicht um direkten Umfeld von städtischen Ballungsräumen liegen: Bevölkerungsverlust, schwindende Infrastruktur, unzureichender Anschluss an die digitale Welt, der Klimawandel und seine Auswirkungen – um nur einige Punkte zu benennen.

Vergessen sei auch nicht, bei allen Unterschieden: Historisch langfristig betrachtet verlief die ökonomische wie die mentale Trennungslinie in Deutschland nicht zwischen Ost und West, sondern zwischen Nord und Süd – was nicht zuletzt aus den unterschiedlichen agrarstrukturellen Voraussetzungen resultierte. Daher sind sich etwa ein hessisches und ein thüringisches Dorf im Zweifelsfall trotz 40 Jahren deutsch-deutscher Teilung oftmals längst näher, als dies eine bayerisches und ein holsteinisches Dorf je waren.

Insgesamt sollte es uns also nicht Bange sein um die kleinen Gemeinden. Auch dort gehört der Wandel seit jeher zum Tagesgeschehen. Er mag mitunter etwas langsamer verlaufen als in den Städten, das heißt aber auf keinen Fall, dass er nicht da ist oder nicht geschultert werden kann. Speziell die ostdeutschen Dörfer haben dabei in den letzten dreißig Jahren Transformationsleistungen erbracht, die schlicht und ergreifend unseren Respekt verdienen. Und dieser Respekt könnte damit beginnen, dass wir die Dörfer fortan wieder stärker in den Fokus der gesellschaftlichen wie wissenschaftlichen Debatten rücken.

Genau das tun wir heute Abend, und ich freue mich nun auf die Diskussion.